Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 32

Artikel: Besuch
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646330

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

— Aber ich habe den Jungen in dein Bett gelegt — bleib von ihm, im Falle, — daß — es doch etwa Diphtheritis wird!" Und die Türe ging hinter der Schwester zu. —

In ihrem Zimmer stand sie und preßte die Hände an die Schläfen, ihre Zähne schlugen zusammen. War das Wahrheit, was sie da eben gehört? War es ein Traum: Anni krank, ihr kleines Mädchen, vielleicht ernstlich krank, dem Tode geweiht? Wie war denn das gekommen? Wie hatte es kommen können?

Wie mit einer harten Hand griff es plötzlich nach ihrem Herzen. Sie wußte es nicht. Nein, was wußte sie denn überhaupt noch von ihren Kindern? Von sich gescheucht hatte sie beide, sie der Schwester überlassen, sich vergraben in ihrem eigensüchtigen Schmerze. Nun lag es da und starb vielleicht, starb seinem Vater nach, ihr Kind, Alberts Kind.

Ein Aufschrei rang sich aus ihrer Brust: „Herrgott, nur das nicht — nein! Nicht so, lieber Gott, straf' mich nicht so!"

„Mutti!" sagte eine Stimme hinter ihr. „Mutti, bist du da?" Der Knabe in dem großen Bette war erwacht, er saß in den Kissen, halb aufgerichtet und schluchzte ihr entgegen: „Ach, Mutti, endlich!"

„Fritz!" Sie lief auf ihn zu und riß ihn in ihre Arme, wie in jäher Angst, er könnte ihr entrissen werden. „Fritz, Fritz, und du bist gesund? Dir fehlt nichts, nein? Bestimmt nicht?"

„Ach, Mutti", er dehnte sich schlaftrunken: „Daß du nur bloß wieder da bist, Mutti, und ich darf bei dir bleiben? Die ganze Nacht?"

„Die ganze Nacht", sie preßte ihn noch fester an sich: „Fritz, mein Fritzchen!"

„Das ist fein", sagte der Junge und kuschelte sich tief in ihren Arm, „Mutti, ich muß dir nämlich was sagen, aber du darfst nicht wieder böse werden, Mutti!"

„Nein, ich werde nicht böse, sage nur."

Er sah sie ein wenig zögernd an, sie war so anders als in den letzten Wochen; er sagte scheu: „Es war nämlich heut' in der Schule, Mutti, und der Lehrer hat gesagt, ob wir denn auch wüßten, was unsere Papas arbeiteten. Und alle haben sie was erzählen können, nur ich hab' nichts gewußt, und er sagte, ich müßte doch auch wissen, wo Papa so große Einrichtungen gemacht hat — und —" . . . „Fritz, mein Fritzchen!" Sie zog sein Gesicht zu sich empor und schloß den roten Fragemund mit ihren eigenen, brennenden Lippen: „Alles will ich dir sagen, Fritz, alles, alles, dir und Anni, wenn — Anni mir bloß gesund wird." „Ach, Anni, die wird —" der Junge dehnte sich wohlig, es lag etwas gläubig Vertrauensvolles in seiner Stimme. Er war schon wieder halb im Einschlafen.

Sie blieb neben dem Bette sitzen. Mit schimmernden Augen sah sie in das hübsche Knabengesicht. Wie es dem Vater ähnlich sah und ähnlicher wurde mit jedem Tag. Dieselbe Stirn, derselbe Mund; als ob er lebte, sah sie der Tote aus dem Gesichte seines Sohnes an.

Und lebte er nicht? Und war er's nicht selbst, der da vor ihr lag — und öffnete sich nicht der stumme Mund und sprach — sprach ernste Worte, voll Anklage und Herzeleid: „Was hast du mit meinen Kindern gemacht, du mein Weib? Ging ich nicht arbeiten für dich und für sie?

Hab' ich sie dir nicht gelassen, daß du ihnen sollest Mutter sein und Vater zugleich, und das vollenden in ihnen, was ich nur anfangen konnte?

Krank ist mein kleines Mädchen, und seine eigene Mutter weiß nicht warum und woher. Mein Sohn muß schweigen, wenn er zeugen soll von seines Vaters Arbeiten.". —

„Albert, Albert!" sie schlug die Hände vors Gesicht, ihr ganzer Körper bebte. Als stände der Tote selbst vor ihr, begann sie zu reden und sich zu verteidigen: „Aus Liebe zu dir geschah es, Albert, aus Gram um dich, aus Liebe, die nicht vergessen kann."

Aber die Stimme in ihrem Innern blieb laut, ernst und strenge klang sie und fast wie voll Hohn: „Liebe? Ist das Liebe, die nur an sich selber denkt, die nicht hütet und hegt, was der Liebste ihr als Erbe ließ, was seines Lebens Höchstes war?"

Ganz tief sank ihr Kopf auf die Brust. Ihre Hände schlangen sich ineinander: „Was hab' ich getan? Ach Gott, was hab' ich getan?" Wie unter einem grellen Schlaglichte zogen die letzten Wochen an ihr vorüber, diese Wochen des sinnlosen Schmerzes; wo nichts mehr ihr das Leben lohnte.

Nichts — nichts — nicht einmal die Kinder. „Und wenn sie dir genommen werden, was tut es?" — Da war die zürnende Stimme wieder. „Was sollen meine Kinder bei einer Mutter, der es nicht für sie zu leben lohnt?"

„Nein — nein!" Sie schrie auf. — „Nein, nur das nicht — Albert — die Kinder, unsere Kinder, daß sie mir bleiben, dein Vermächtnis — dein Sohn, dein kleines Mädchen — Anni — wenn Anni stirbt, wenn" — klopfte es da nicht? War das Unheil schon da? Sie sprang auf und flog nach der Tür: „Lene, bist du — Lene, was ist?"

Aber die Schwester, die wirklich draußen stand, schob sie zurück und flüsterte: „Nur daß du dich nicht mehr ängstigst, Magda, das Fieber ist gefallen, sie ist eingeschlafen, es wird also vorübergehen."

„Mein Gott, mein Gott!" Sie stand mitten im Zimmer — nichts konnte sie sagen, als immer nur das eine: „Mein Gott! Mein Gott!" Es war Loben und Danken zugleich.

„Mein Gott, daß du mir die Kinder lässest, Alberts Kinder! Daß ich für sie sorgen und schaffen kann, daß ich ihnen sagen kann, was und wie ihr Vater gewesen."

Und es war ihr, als klängen tausend Glocken, und ein strahlendhelles Zukunftsland tat sich weit und leuchtend vor ihr auf. —

Besuch

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Es hat letzthin in einer heitern Gesellschaft ein Herr die Frage aufgeworfen, mit wie viel Worten sich die Menschen behelfen könnten. Als Beispiel führte er eine kleine Geschichte an, die ein Ausländer über ein Schweizer Bergbauern-Liebespaar geschrieben hat. Die jungen Leutchen hätten demnach in gut zwei Stunden je fünf Worte gesprochen. Er: „Gäll, du hesch mi gärn!" Sie: „Jo, i ha di gärn!"

Mir fällt heute eine kleine Idylle ein, die ich im Krankenhaus beobachtet habe. Die zwei alten Leutchen, die es angeht, lesen wohl kaum mehr, also ist es nicht schlimm, wenn ich von ihnen schreibe — sie werden es nicht erfahren!

Die sonnige Terrasse des Spitals war an jenem Besuchstage bevölkert mit den ausgehfähigen Patienten, die ihre Angehörigen erwarteten. Hoffnung und Zweifel standen in den Zügen der Wartenden — kommt wohl jemand, oder muß ich vielleicht bis zum Sonntag warten? Ein ganz alter, gichtiger Mann mit schlohweißem Haar saß in seinem Stuhle, so wie ihn die Schwester gebettet hatte. Seine alten Augen gliten forschend über die ankommenden Besucher, und schon fürchtete ich, er warte umsonst. Doch dann schlurfte über den Kiesweg ein müder Schritt — der Alte lauschte! Ja, das war sie! Die Stiege herauf tastete sich die alte Bäuerin, im abgetragenen, viel zu weiten, guten Gewande, das sie — wohl vor langen Jahren als junge Frau getragen hatte. Unbeholfen kam sie näher und als sich die beiden erblickten, kam und ging ein ganz schwacher Schein über die verwerkten, runzeligen Gesichter. Scheu, als schämten sie sich der weichen Regung, gaben sie sich die Hände und sagten gleichzeitig: „Grüezi." Dann strich die alte Bäuerin

über die reichen Falten ihres Rockes und setzte sich auf die Bank neben ihren Mann.

Im Schoße hatte die Frau ein Köfferchen, neben sich ein grobleinenes Säcklein. Sorglich hielt sie die beiden Habseligkeiten fest.

Die Anteilnahme an dem Geschicke dieser beiden Alten und ja — wohl auch die Neugier — ließen mich beobachten, was nun weiter geschah. Aber so sehr ich auch schaute — es war immer dasselbe Bild: Sie saßen und sahen vor sich hin. Wie zwei Menschen, die völlig zufrieden sind und nicht wissen, daß sie schweigen. Oder wie zwei junge Liebende, in deren Seelen nur immer ein Gedanke steht, den sie einmal ausgesprochen haben! Aber ich könnte mir nicht vorstellen, daß diese beiden Alten je in ihrem Leben ein Wort der Liebe gesprochen oder sich eine Zärtlichkeit geschenkt hätten. So scheu und herb sind sie, weil ihre Arbeit, vielleicht auch Schicksal und Armut sie so gemacht hat.

Zwei Stunden dürfen sich die Kranken des Besuches freuen. Sie sind kurz. Für mich wurden sie lang, denn zwischen meinen zwei Alten ereignete sich nichts mehr. Sie waren, kaum daß sich die Frau eine Viertelstunde gesetzt hatte, selig eingeschlafen. Des Mannes Kopf lag tief im Kissen und die Frau saß mit geneigtem Gesichte, die Hände um Köfferchen und Sack verkrampft. Wie dann das Signal das Ende der Visitenzeit ankündigte, erwachten sie. Verlegen schauten sie sich um und wischten sich die Augen. Dann öffnete die Frau umständlich ihr Köfferchen, entnahm ihm zwei saubere rote Nastücher und legte sie dem Manne auf die Knie. Das Säcklein machte sie auf und hielt es ihm hin: „Se do." Er griff mit zittriger Hand hinein und zog ein paar schwarze Kirschen heraus. Er lächelte ein wenig und legte sie wieder zurück — er war doch kein Kind mehr, das nicht warten kann!

Die Hände haben sie sich zum Abschied noch einmal gegeben, etwas länger als vorher. Dann sagte die Frau: „Leb wohl." Und er nickte — Tränen nahmen ihm die Stimme.

Sie ging.

Ich mußte an die vielen wortreichen Abschiede denken, deren Zeuge man auf Bahnhöfen so oft sein kann. Was sagen sich jene modernen Menschen wohl mehr als diese meine Alten, die sich ohne Worte so gut verstehen, daß all' ihr Leid, ihr Kranksein und Entbehren untergeht, wenn sie nur sich nahe sind — wenn sie still nebeneinander sitzen dürfen und wissen, daß das Leben, das sie gemeinsam ertrugen, bald auch erfüllt sein wird.

»Mein alter Herr«

Von Otto Zinniker

Eines Tages belauschte ich am Fenster meinen Sohn, der sich im Garten mit einem Kameraden vom Gymnasium unterhielt. Sie sprachen, jeder nach seiner Art und nach seinem Vermögen, die Eigenheiten ihrer Väter durch. Neugier ist nie meine schwache Seite gewesen, dennoch wird man es begreiflich und am Platze finden, wenn ich der angeregten Diskussion meine volle Aufmerksamkeit schenkte. Nicht alle Eltern kommen übrigens so leicht hinter das sonst sorglich gehütete Geheimnis, was ihre Kinder für sie empfinden. Es bedarf schon eines Zufalls, wie sich mir unvermutet einer darbot.

Den vor meinem Fenster begangenen Indiskretionen durfte ich entnehmen, daß mein Sohn im großen und ganzen mit mir zufrieden ist. In manchem sei ich ihm ein Vorbild gewesen, und viel Schweres hätte ich ihm durch väterliches Verstehen und Verzeihen leicht gemacht.

Plötzlich streifte mich ein Wort, das mich stutzig machte und dann im Innersten berührte: „Mein alter Herr . . ." Alles weitere entging mir, wie wenn mir jemand über die Ohren geschlagen hätte. Ich zog mich unauffällig von meinem Horchposten zurück und nahm am Schreibtisch irgendeine Arbeit vor. Aber die Feder stockte in der Hand.

Ja, ganz richtig, schon ist es so weit. Schon wirst du in der Dialektik der Gymnasiasten zum Abgang, zum alten Eisen geworfen, grübelte ich. Das Wort ging mir nach. Es war, wie wenn ein Stein in das stille, klare Wasser eines Beckens gefallen wäre. Noch zählte ich mich zur aufstrebenden Generation, die an den Sieg der Vernunft und Kultur über Völkerhaß und Aufrüstung glaubte. Noch spürte ich Kraft und Bereitschaft zu Tat und Werk in mir.

Und nun war das auf einmal vorbei? Nun war schon wieder eine Grenze überschritten und eine neue Stufe erreicht? Jene allerletzte Stufe, von der man über kurz oder lang ins Dunkle hinunter steigt? Es wird sich wohl so verhalten, denn wenn die erwachsenden Söhne sich der Redewendung „Mein alter Herr" zu bedienen beginnen, dann geht es mit uns Vätern unwiderruflich bergab, dem Grabe zu.

Zweierlei beschloß ich: Erstens einmal, meine Kinder nie mehr in ihren Gesprächen zu belauschen, und zweitens, aus dem fallenden Abend des kärglich geernteten Lebens noch herauszuholen, was herauszuholen ist.

Und dann ist es ja eigentlich ganz natürlich, daß mein Sohn in jenes Alter hineinwächst, in welchem man sich als die Achse der Welt erscheint. Nach und nach nimmt er von meinem Lebensraum genau so Besitz, wie ich selber einst von den Dingen meiner Eltern Besitz ergriffen habe. Am Kommen und Gehen der Geschlechter ist nun einmal nichts zu ändern, und es wäre wohl auch verfehlt, den ewigen Kreislauf allzu tragisch zu nehmen.

Eines Mittags erklärte ich beim Essen mit einer gewissen Feierlichkeit über den Tisch hin: „Der alte Herr bleibt heute abend etwas länger in der Stadt als sonst."

Mein Sohn hob langsam den Blick und schaute gleichsam auf Umwegen zu mir her. In seinem Auge stand eine leise Betretenheit. Keine Frage, daß er die Anspielung richtig gedeutet hatte. Ich machte mich auf seine Abwehr gefaßt; aber als nobler Diplomat steckte er den Anwurf schweigend ein.

Was hat sich denn im Grunde geändert? Nichts, gar nichts. Ich gehe umher wie immer, nicht fröhlicher, nicht trauriger. Noch leuchtet ja die Sonne, wie in den besten Tagen meines Lebens. Noch bleibt mir Zeit, das eine und andere ohne Hast zu vollbringen. Ich vollbringe es mit der maßvollen Ruhe derer, die der letzten Stunde furchtlos entgegenblicken.

Manchmal freilich geschieht es seither, daß ich inniger als je zuvor an mein Kinderland zurückdenke. Diese sommerlichen Tage sind übrigens wie geschaffen dazu. Wenn der würzige, ehrliche Heuduft von den Wiesen hergetragen wird, dann atme ich ihn wie ein lang entbehrtes Arom. Und dann ist mir wieder alles gegenwärtig: meine ersten bäuerlichen Hantierungen auf dem elterlichen Heimwesen, der Dienst an den Kaninchen und Tauben, die mahlenden Kühe im Stall, der Wolkenflug, das Schwalbennest am Dachbalken, das Grillengezirp in den hellen Sternennächten, der Tanzbodenklarinettler Marti, der vom Sträßchen weg durch die Einfahrt dahergestolpert kommt, nach Arbeit fragt, über unausstehliches Klemmen in der Magengegend jammert und meine Mutter um ein Gläschen Gebranntes bittet. Marti hatte jedesmal seine liebe Not. Denn wenn ihm statt Zwetschgenwasser eine Tasse Milchkaffee aufs Fensterbrett gestellt wurde, zog er die Mundwinkel kraus und brummte über die neuen Zeitläufte und ihre verrückten Moden . . Ach, wie lange ist das her!

Und wiederum kann es geschehen, daß ich zu meinen Büchern in die Dachstube hinaufsteige. Draußen vergeht ein Tag